Der Courier

Organ der deutsch sprechenden Canadier

Erscheint jeden Mittwoch.

Herausgegeben von der „Saskatchewan Courier Publ. Co., Ltd."

C. E. Eymann, Geschäftsführer und Chefredakteur.

Redaktion, Expedition und Druckerei: 1835—1837 Halling Strasse, Regina, Sask. In der Nähe des Markthauses. Telephon 3391.

„Der Courier"

Die große Mittwoch-Ausgabe von 8 bis 24 Seiten kostet bei Vorausbezahlung $2.00 pro Jahr.

Neue Ratenkarte gibt volle Information.

Besondere Raten für „Kleine Anzeigen", wie Auktionen, Farmverkäufe, Stellen- und Heiratsgesuche, Verlangt, Verloren, Gefunden, Entlaufen, Zugelaufen, Verpachten, usw., sowie kurzgefaßte, Geschäftsadressen, gegen Vorausbezahlung

Für jede Anzeige 1 Zoll einspaltig . . 50 Cts.
Für jede weitere Insertion . . . . . 25 Cts.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig . . 75 Cts.
Für jede weitere Insertion . . . . . 50 Cts.
Für jede weitere Anzeige dieselben Beträge.

Berichte und Mitteilungen für die Schriftleitung sowie Anzeigen und Aenderungen stehender Anzeigen müssen spätestens Sonnabend Abend eintreffen, wenn dieselben noch Aufnahme in der folgenden Nummer finden sollen.

Korrespondenzen und Mitteilungen aus allen deutschen Kreisen und Ansiedlungen werden jederzeit gern aufgenommen.

Die Leser werden gebeten, Adressenänderungen sofort mitzuteilen und dabei die alte und die neue Adresse anzugeben; ebenso bittet die Expedition um sofortige Benachrichtigung, falls eine Zeitung einmal ausbleibt oder verspätet eintrifft.

„Von Kindern und ihrer Not in Hungerlanden"

Revolution

Horch, was ist? Gaß auf, Gaß ab
läuft ein hastig Hott und Trapp!

Schlägt mir mit gelindem Graus
jetzt ans Fenster: all' heraus!

Dort schreit einer, dort ganz vorn.
Um die Ecke gellt ein Horn.

Und ein Murmeln raunt daher,
rauscht und bauscht und wird zum Meer

Und es wogt und wallt vorbei,
schmeißt sich in der Brandung Schrei

Aus den Gassen strömt's hervor,
stößt zum Strom aus jedem Tor.

Und mit Urdrangs Wogenwucht
braust es durch der Straßen Flucht,

reißt die ungeheure Flut! —
Junger Zeiten wildes Blut.

Was an Mauern schlägt und gellt,
ist der Herzschlag einer Welt."

Wien

Sucht' den Edelstein,
fand nur Schutt und Wust,
fand nur Tod und Schein,
wo einst Licht und Blüt.

Sucht' dein heilig Herz,
das die Sonne trug;
fand, wie erdenwärts
dich zerrat ein Fluch.

Doch es kommt die Zeit,
wo du dich erkennst,
und sie ist nicht weit,
wo du neu entbrennst;

wo du jung erblühst
und die Nebel fliehen,
wo du's wieder bist,
völkereinzig Wien.

Abends im Kinderzug

Nun ruhen alle Vögelein
auf ihren Zweigen groß und klein,
und über alle kommt die Nacht
Allmütterlein und küßt sie sacht.

Auch meine Vöglein sitzen stumm
und sehen müd und fremd sich um.
Und dann ist's, wie eine Liebe groß,
und deckt sie alle, die zog und bloß.

Die Brücke

Ich weiß ein schimmernd Brücklein
von ganz besonderer Art;
von lauter Gold Minne
es fein gesponnen ward.

In einem Mutterherzen
da fängt das Brücklein an,
in einem Kinderleben
endet es seine Bahn.

Da wandert drauf die Liebe
zu jeder Zeit und Stund',
und wandert ohne Ende
und läuft sich nimmer wund.

Und wenden sich die Jahre,
sie bleiben fest bestehn;
viel tausend solcher Brücklein
ins Schweizerländchen gehn.

Und aus den vielen Brücklein
wird eine Brücke nur,
darauf die Völker wandeln
der Liebe ew'ger Spur.

Das fremde Kind

Ich hob vom Wagen dich,
du warst so müd und bleich,
du warst ein fremdes Kind
und doch mein Himmelreich.

Ich sah dich und mir wars
gar seltsam feierlich;
ich nahm dich jäh in Arm,
hielt fest am Herzen dich!

Die Stimme ward mir weich,
und meine Hände fein
und leis; ich sah ureinst
dein bangend Mütterlein.

dein Mütterlein, das fern,
fern von dir weilen muß,
ihr, die nicht schläft um dich,
galt tief mein stummer Gruß!

Ich sah ihr sorglich Aug',
spinnt dich in Liebe ein;
da ward mein Leben sacht,
als wie ein Mütterlein.

The Aim of the Foreign Language Newspaper of Canada:

To help preserve the ideals and sacred traditions of this, our adopted country, the Dominion of Canada: To revere its laws and inspire others to respect and obey them: To strive unceasingly to quieken the public's sense of civic duty: In all ways to aid in making this country greater and better.

Fremdenhetze hindert Erwachen und rasches Wachsen canadischen Nationalgefühls

In den in englischer Sprache erscheinenden Tageszeitungen Canadas, besonders des Westens, lesen wir fast täglich, daß Canada nichts notwendiger braucht als Einwanderer. „Mehr Bevölkerung und mehr Kapital zur Entwickelung des Westens" lautet die Losung des Tages.

Wer hat nun während des letzten Vierteljahrhunderts einen großen wenn nicht den größten Teil gerade der härtesten Pionierarbeit geleistet, um den Westen zu dem zu machen, was er heut schon ist? Wie würden die Statistiken über die Produktion des Westens während der letzten Jahrzehnte ausgesehen haben, hätten wir die kontinental-europäischen Einwanderer nicht hier, die seit Erschließung Südmanitobas durch die Mennoniten (in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) in ständig anschwellendem Strome nach „dem letzten besten Westen" kamen?

Besonders in der Zeit von 1895 bis 1913 war die Einwanderung aus verschiedenen Staaten des europäischen Festlandes eine starke.

Jetzt braucht man zur weiteren Entfaltung und Nutzbarmachung der noch immer unerschöpflich reichen natürlichen Hilfsquellen auf landwirtschaftlichem wie industriellem Gebiete mehr Menschen. Arbeitskräfte!

Anstatt aber dieselbe Klasse von Einwanderern, die sich bisher als so wertvoll erwiesen hat, zu ermutigen, sind gewisse Kreise an der Arbeit, gerade dieser Klasse von „neuen Canadiern" die neue Heimat zu verleiden und sie womöglich gar zur Rückwanderung nach Europa zu veranlassen.

Dabei hört man soviel über „Assimilation" und „Canadianisierung" der fremd Zugewanderten sprechen.

In den Vereinigten Staaten scheinen ähnliche Richtungen zu bestehen und an der Zeit zu sein.

Wir veröffentlichen deshalb hier einen Artikel, den eine in deutscher Sprache erscheinende Zeitung der Ver. Staaten brachte und der mit einigen kleinen Abänderungen sehr wohl auch für canadische Verhältnisse charakteristisch ist.

Fremdenhetzereien und Amerikanisierungsbestrebungen.

Als gegen den Schluß des Krieges die Deutschenhetze im Lande am höchsten brandete und es einer gewissen Sorte Mitbürger von beschränktem geistigen Horizont und entsprechendem pharisäerhaften Dünkel blutrot vor den Augen wurde, sobald ein krummbeiniger Teckel sie mit seinen kreuzehrlichen Augen treuherzig ansah, da erfuhr der Nativismus den mancher schon in den letzten Zügen wähnte, eine Neubelebung. Daß er diese neue Lebensfrist nur einer künstlichen Einspritzung von Haß und Dummheit verdankt, ändert nichts an der Tatsache daß er wieder eine zwar traurige, aber nichtsdestoweniger bedeutsame Rolle im sozialen, politischen und auch wirtschaftlichen Leben der Nation spielt, daß man auf allen diesen Gebieten mit seinem Vorhandensein zu rechnen hat.

Aus dem Deutschenhaß ist seit dem Waffenstillstande mehr und mehr ein allgemeiner Fremdenhaß geworden. Es ist eben viel bequemer, die ins Land gekommenen Fremden zu hassen, ihre heimischen Sitten und Gebräuche zu verspotten oder zu verlästern, sie ob ihrer „merkwürdigen" Sprache anzufeinden und zu verfolgen, als ihnen entgegenzukommen und sich um ihre Liebe und Achtung zu bemühen. Hundertprozentigen Amerikanismus fordert man vom Einwanderer, d. h. er soll unbesehen alles gut finden, was er hier vorfindet, auch wenn ihm sein gesunder Menschenverstand tausendmal sagt, das durchaus nicht alles gut ist, sondern sehr vieles nachdrücklicher Besserung bedarf. Er soll sich dem Lande, das er zu seiner zweiten Heimat gemacht hat, dankbar erweisen, ohne daß man sich überhaupt die Mühe nimmt, nachzuforschen, ob man ihm Grund für die geforderte Dankbarkeit gegeben hat. Man steige nur einmal in die Stollen der Bergwerke hinab und frage die dort im Schweiße ihres Angesichts um das Bißchen Lohn Arbeitenden aus, wie es um ihre Lebenshaltung, um ihre Familie bestellt ist. Doch das hat man schon längst getan.

Man hat auch auf die Befunde hin die Bergwerksbesitzer veranlaßt, etwas für ihre Arbeiter zu tun. Viel war es gerade nicht; aber man hatte dann doch etwas „to show" und konnte dem großen Publikum, das von den Zuständen dort keine Ahnung hat, Sand in die Augen streuen. Von irgend welcher durchgreifenden Besserung der Verhältnisse in den Gruben — und die gleichen Zustände sind auch in vielen anderen Betrieben vorhanden — ist bis zum heutigen Tage noch keine Rede gewesen.

Der Bruchteil amerikanischer Bürger, der in ihnen arbeitet, ist äußerst gering. Der amerikanische Arbeiter kennt seine Rechte und läßt sich heutzutage nicht mehr die Butter vom Brote nehmen. Aber wer hat sich um die „Foreigners" gekümmert? Kaum jemand mit Ausnahme einiger wohlmeinender Damen vielleicht, die in der Arbeit für die „Settlements" einen zweitklassigen Ersatz für ein verpfuschtes Familienleben suchen. Die Absichten dieser Wohlmeinenden mögen die besten sein und sie mögen auch gewisse Erfolge zu verzeichnen haben, ihre praktische Betätigung in der Nächstenliebe soll nicht verkleinert oder unterschätzt werden. Aber das richtige Mittel, die „Foreigners" zu Amerikanern zu machen, ist es nicht. Denn es ist Wohltätigkeit. Wohltätigkeit aber beschämt und hinterläßt ein demütigendes Gefühl. Man zahle den Eingewanderten dafür lieber die Löhne, die man Amerikanern für die gleiche Arbeit zahlen müßte, behandle sie nicht in der beliebten mitleidsvoll-patriarchalischen Weise, sondern achte in ihnen den gleichberechtigten Mitmenschen, dem es nur an der nötigen Gelegenheit gefehlt hat, sich auf die gleiche Höhe des Geistes und der Lebenshaltung emporzuschwingen, auf der der auf ihn herabblickende Amerikaner steht oder zu stehen vermeint. Der Hochmut, mit dem leider so viele Amerikaner auf die Einwanderer herabsehen, bildet mit das Haupthindernis für die rasche Amerikanisierung der Ausländer, da diese sich infolgedessen unwillkürlich vor jenen zurückziehen.

Die väterliche, patronisierende Haltung, welche die amtlichen Stellen und Behörden vielfach oder vielmehr in der Regel gegen die „unwissenden Ausländer" annehmen, deren Unwissenheit bisweilen nur in der mangelnden Eleganz ihres Englisch besteht, wirkt gleichfalls abstoßend. Man ist eben nicht imstande, sich in die Seele des Durchschnittseinwanderers hineinzuversetzen. Sonst würde man ein größeres Verständnis für ihn zeigen, würde wissen, welche großen inneren Kämpfe es ihm und den Seinen gekostet hat, sich von der heimatlichen Scholle loszureißen, würde begreifen, daß er die Erinnerungen an die Heimat, mag es ihm dort auch noch so schlecht gegangen sein, nicht von heute bis morgen aus seinem Herzen reißen kann, und würde in den Amerikanisierungsbestrebungen sich eines größeren Takts befleißigen. Mit Zwangsmaßregeln bringt man nicht einmal einen Rassehund oder ein Rennpferd zum Aufgeben seines Sellrit. Um charakterlosen Hunden kann ein neues Herr mit der Peitsche in der einen und Zuckerbrot in der anderen Hand seinen Willen aufzwingen. Die besten Hunde sind das nicht, und jedenfalls nicht die zuverlässigsten. Wer seine Art nur heute auf morgen aufgibt, dem wird auch das Neue nicht allzufest haften. Er wird es gelegentlich ohne schweren inneren Kampf leichten Herzens mit etwas Anderem vertauschen. Wer sich nur langsam aus seiner nationalen Vergangenheit löst, sich allmählich seiner Umgebung assimiliert und schließlich die neue Nationalität annimmt, weil eine Ueberzeugung ihn zu dem Schritte treibt, der wird zweifellos der bessere Bürger werden.

Hetzereien und Zwangsmaßnahmen erzeugen nur neue Reibungsflächen, die eine Ausgleichung der vorhandenen Gegensätze bloß erschweren. Denn Druck hat bisher noch überall in der Welt Gegendruck verursacht. Ein Blick auf die heutigen europäischen Verhältnisse, auf die traurigen Folgen des Zwangsfriedens von Versailles, auf den kläglichen Zusammenbruch der preußischen Ostmarkenpolitik, die ihre größten Gegner gerade unter den einsichtigsten Deutschen gehabt hat, auf die furchtbare Drachensaat, die im neuen Tschechenstaat im Aufgehen begriffen ist, sollte den hiesigen Hetzern eigentlich als Lehre dienen. Aber man darf nicht vergessen, daß derartige Hetzereien fast ausschließlich von Kriegsgewinnlern betrieben werden, zu deren unentbehrlichen Handwerkszeug nun einmal Engherzigkeit und Dummheit gehören. Wer da glaubt, mit Zwangsmaßregeln die Einwanderer rascher zu guten Amerikanern zu machen, der wird sich gründlich enttäuscht sehen. Liebe läßt sich nicht erzwingen. Sie muß erworben werden. Daran hat es bisher gefehlt. Man hat die Einwanderer nur als billige Arbeitskräfte geschätzt und sie als solche ausgenutzt, solange sie sich ausnützen ließen; nur in sehr wenigen Fällen hat man den an die amerikanische Küste geworfenen Einwanderern wirklich uneigennützig mit Rat und Tat zur Seite gestanden, hat man darauf gesehen, daß sie an einen Platz gestellt wurden, der ihrem Können entsprach. Gewöhnlich hat man sie, ein Spielball des Schicksals, hilflos umherstreifen lassen, ohne auch nur die Hand zum Schutze zu erheben, wenn die Stellenvermittlungsagenten und die „Bosse" der Arbeitergruppen die Neuankömmlinge nach Herzenslust rupften. In letzter Zeit ist es wohl ein wenig besser hierin geworden. Es bleibt indessen noch viel zu wünschen übrig. Kann man sich wundern, wenn die geernteten Früchte solcher Saat entsprechen. Durch Zwangsamerikanisierung mag man gewisse Treibhausfrüchte zur Reife bringen. Mit solchen ist dem Volke indessen nicht gedient. Nur Pflanzen, die sich dem Boden und dem Klima des Landes in der freien Natur anpassen, sind für die Nation von dauerndem Wert. Treibhauspflanzen mögen das Auge blenden, aber sie bereichern das Land nicht.

(Aldpfl.)

Kinder Schreien
NACH FLETCHER'S
CASTORIA

Enteignung des Großgrundbesitzes in der Tschecho-Slowakei

Unter den bis jetzt in der tschecho-slowakischen Republik eingeführten Reformen hat keine so ausgesprochen revolutionären Charakter wie die geplante Enteignung und Aufteilung des Großgrundbesitzes. Wenn es gelingt diese einschneidende Maßregel nach guten volkswirtschaftlichen Prinzipien durchzuführen, so wird sie nicht allein tiefgreifende Veränderungen im sozialen Aufbau des Landes bewirken, sondern zugleich auch dem republikanischen Regime durch die Verbreitung der Interessen eine breite ländliche Anhängerschaft sichern, um welche die Urheber des Planes natürlich wacht in letzter Linie gedacht haben. Alles wird freilich auf die Durchführung ankommen, und es wäre eine schlimme Entartung eines großen sozialpolitischen Gedankens, wenn die Bodenreform nach dem Rezept des Herrn Kramarsch nur dazu dienen sollte, „auf deutschen Latifundien tschechische Dörfer zu gründen."

Nach dem jetzt vom Ausschuß für Bodenreform der Nationalversammlung vorgelegten Enteignungsgesetz soll der vom Staat übernommene Grundbesitz, sowiet er nun öffentlichen Interessen nicht anderweitig Verwendung findet, in Parzellen von 6 bis 15 Hektar, je nach der Beschaffenheit des Bodens, an „Kleinbauern, Häusler Kleingewerbetreibende, Angestellte der Landwirtschaft und Leute ohne Grund und Boden" überwiesen werden. Unter den letzteren werden Legionäre und sonstige Angehörige der tschecho-slowakischen Armee oder zweckgemäßen Vereinigungen und endlich wissenschaftlichen oder gemeinnützigen Anstalten ein Anspruch auf Zuteilung gewährt. Waldboden soll vornehmlich Gemeinden oder anderen öffentlichen Verbänden übertragen und vor ungeschickter Verteilung geschützt werden.

Die Form der Zuteilung ist entweder Eigentum oder Pacht. Für Boden in der Nähe von Städten oder Industrieorten, der für Bauzwecke in Betracht kommen kann, ist nur Pacht statthaft. Von dem Werte der Güter werden 10 Prozent unentgeltlich des Staates eingezogen. Ueber die Bezahlung wird ein besonderes Gesetz erlassen werden. Wo sie nicht bar erfolgt, soll sie in Form einer Real- oder Amortisationsrente an der Wirtschaft haften bleiben.

Das entsetzte Helgoland

Von Hermann Merkeler (Helgoland).

Es klang wie ein Paradoxon: Helgoland entsetzt, aber es ist so. Die Insel, die, solange sie deutsch war, eine der stärksten Festungen war, ist heute, militärisch gewertet, ein Trümmerhaufen. Vor dem Krieg konnte man sich nur ein rechtes Bild von den Befestigungsanlagen machen. Die Helgoland den Ruf eines Gibraltars des Nordens eingetragen hatte, heute geht man ohne jeden Aufwand durch die Batterien und Geschützstände und kann, sofern man ein militärisches Urteil besitzt, die ehemals gefürchtete Festung werten. Das Urteil ist vernichtend. Wenn man die Wirkung der schweren Flachfeuerartillerie im Krieg am eigenen Leib hat ertragen dürfen, dann nimmt man über die schwache Bestückung der Insel, die die Engländer für die ganze Dauer des Krieges vom Angriff fernhielt, „Ihnen-Gutheißen" immerhin für ein Offiziersmitglied der englischen Marineakademie, und unrichtig, er hatte nicht unrecht damit. Als militärische Gegner kamen doch nur die allerleichtesten heimischen englischen Schlachtschiffe in Frage mit 34 T.- und 38 T.-Zentimeter-Geschützen die über Schußweiten bis zu 20 Kilometer verfügten. Die deutsche Bemannung hatte aber schwerere und stärkere Kreuzer dazu. Denn die Insel führte nur folgendes Geschützmaterial:

acht 30.5-Zentimeter L. 40 Flachfeuer,
acht 28-Zentimeter-Haubitze,
acht 21-Zentimeter L. 40 Flachfeuer,
zwei 15-Zentimeter L. 40 Flachfeuer,
ein 10.5-Zentimeter-Flugzeugabwehrgeschütz 8.8-Zentimeter-Flugzeugabwehr, dazu vier auf der Düne,
acht 5.9-Zentimeter-Flugzeugabwehr dazu vier im Hafen,
zehn 3.7-Zentimeter-Flugzeugabwehr.

Damit konnte man kaum das Artilleriefeuer einer eisernen Dreadnoughtdivision erwarten. Für in etwa fünfzehn Kilometer Entfernung vom der Insel auf und einfuhr.

Die englische Kommission erklärte, daß man die Schwäche Helgolands in diesem Umfang nicht geahnt hätte, aber selbst dann hätte man Helgoland nicht angegriffen, denn man wollte sich Minen- und U-Boots-Angriffen nicht aussetzen. Das kann als Erklärung kaum genügen, denn auch beim Verzicht von mehreren Linienschiffen wäre der Erfolg gegen Helgoland fast ausschlagebend für den Krieg, zumindest aber für den See- und U-Boot-Krieg gewesen. In den Jahren 1914 und 1915, die als Angriffsjahre in Frage gekommen wären, hatten wir noch keine entsprechenden Fernkampfgeschütze, die, auf der Düne aufgestellt, Helgoland hätten unter Sperrungsfeuer nehmen können.

Heute sind alle Geschütze mit einem kleineren Kaliber als 21 Zentimeter ausschließlich entfernt, nur noch die kahlen, leeren Batteriestellungen gahnen den Beschauer an. Die großen Drehtürme, acht an der Zahl, vier davon Doppel- und vier Einzelkuppeln, sind, bis auf einen Doppelturm, bisher noch unberührt, sie werden aber alle in kurzer Frist unter die Kalkfäge kommen. Die versenkbaren Türme der Hundertzwölfbatterie sind auch zum großen Teil noch zu sehen, einen hat man, wohl um die beste Arbeitsmethode kennenzulernen, probeweise auseinandergeschnitten. Munition ist natürlich nicht mehr auf der Insel, alle die riesigen Kasematten und anderen Hohlräume im Innern der Insel starren aus völlig leeren Höhlen. Die Vorbesprechungen über die am besten geeignete Art der Zerstörung der Beton-, Erd-, Mauer- und Stahlwerke der Festung sollen Anfang April zwischen den beiden Kommissionen zum Abschluß kommen, dann sollen auch gleich die Fristen festgelegt werden, in denen abschnittsweise die Insel wieder ganz bewohnbar wird.

Die Bewohner sind fast vollzählig wieder, bereits im Dezember 1918, zurückgekehrt. Sie finden sich mit der ihnen eigentümlichen Ruhe in die Unannehmlichkeiten der Anwesenheit landfremder Arbeiter und der englischen Marinekommission und sorgen nur um ihre Existenz, das Seebad, das mit der Erhaltung der Düne steht und fällt. Da die Häuser, abgesehen davon, daß sie gründlich von der Marine repariert wurden, wenn, noch alle stehen, so liegt einem Wiederaufbau des Seebades Helgoland nichts mehr im Wege. Die Entfernungsarbeiten werden von den Fremden kaum bemerkt werden, denn mit Sprengungen wird aller Voraussicht nach kaum gearbeitet werden, höchstens im Hafen, und der liegt so weit ab vom Badeleben und ist auch ohne Ausweis, der sehr schwer zu erlangen ist, ganz nicht zu betreten.

Originalberichte des „Courier" über europäische Verhältnisse

Die Schweiz im Frühling

Von Franz A. Eymann—Basel.

„Geh aus mein Herz und suche Freud
In dieser schönen Sommerszeit
An Deines Gottes Gaben.
Schau an der schönen Gärten Zier
Und siehe, wie sie Dir und mir
Sich ausgeschmückt haben."

Ja, Gärten liebe ich hier wieder einmal nach langer Zeit gesehen im europäischen Stile, und heimischen Blumenfreudigkeit. Als ich im März hier in Basel ankam, lag gerade der erste grüne Frühlingshauch über allem. Ein liebliches Veilchen grüßte mich bei meiner Wohnung gegenüber, die ganze Entwicklungsgeschichte des werdenden Wachstums. Schwellende Knospen, winzig zarte Blättchen grüßten das Auge und versprachen ihm großen Werde mit jedem Tag. Ein durchsichtiges Grün, zartblau sich plötzlich bildete, erzählte allerlei heimliche Dinge vom Werden und Blühen, die es gesehen.

Wenn wir dann durch die Straßen der Stadt oder doch ein wenig außerhalb derselben gingen, welch eine Wonne, alle die Gärtlein und Gärten zu sehen, die in so ganz eigener Weise von lieb' anmigen Händen angelegt und gepflegt schienen.

„Narzissen und die Tulpen,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide."

In welche Tulpenpracht in leuchtenden Farben. Welche Vergißmeinnichtfülle, wie ich sie in der neuen Welt nie gesehen. Und Maiglöckchen. Immergrün, Goldlack, alle die zarten herzigen Blumen, die wir aus den Gärten unserer Kindheit kennen, und die unsere Jugend wieder vor's Auge zaubern. Manchmal bleiben wir gefesselt vor nur einem kleinen Winkelchen stehen, das sich an ein Haus lehnt, das aber in seiner engen Umgrenzung so beredt von einem echten Blumenfreunde oder einer Blumenfreundin erzählt, die mit ausgesprochener, man möchte sagen persönlicher Liebe zu den einzelnen Blumen, diese gepflanzt und gehegt haben. Die Anlage mag nicht einmal künstlerisch geordnet sein, aber ihre Warmherzigkeit spricht uns trauter und mächtiger an als das vollendete Blumenbeet. Diese Gärten und Gärtchen sind ein Stückchen der Schweizerseele.

Die praktische Seite dieser Seele sind die Gemüsegärten, ein Muster von Fleiß und Akkuratesse, von denen unsere amerikanische Großzügigkeit, die man manchmal auch mit dem ehrlichen Namen Liederlichkeit oder Oberflächlichkeit bezeichnen könnte, in Demut ihr Haupt neigen darf. Gerade und sauber die Beete, wohl alle abgemessen, die jungen Pflänzchen mit über den Boden gespannten Fäden geschützt. Erbsen und Bohnen sorgsam mit Stangen und Reisern gestützt, kurzum in allem ein Anblick tadelloser Ordnung und Gemütlichkeit. Eine Freude für's Auge und fürs Herz.

Nunmehr sind Wochen über das erste Werden hingegangen. Einem milden März folgte ein kühler, regnerischer April, dessen Feuchtigkeit aber Vorarbeit für den Wonnemonat, den Mai leisten mußte. Der schreitet nun in vollendeter Wachstumspracht einher. „Die Bäume stehen voller Laub, das Erdreich deckt seinen Staub mit einem grünen Kleide." Schon sind die roten und weißen Kerzen der Kastanien fast verblüht. Ihnen folgen die duftenden weißen Akazien. Dazwischen hier und da schwer hängender Goldregen.

Ich möchte noch einen Ausflug aus den Toren Basels schildern, den ich am zweiten Pfingsttage mit den Kindern unternahm, und der die ganze üppige Fülle einer Schweizerlandschaft uns zu Füßen legte.

Eine kurze Fahrt in der elektrischen Bahn brachte uns an den Anfang des „Hard", eines sich am Rhein entlang streckenden Buchenwaldes. Da ging's hinein, ein seit vielen, vielen Jahren entbehrter Genuß. Wer sich an die Wälder seines europäischen Vaterlandes erinnert, an die Gänge im lauschig stillen Waldesdom, weiß was wir genossen, meine Kinder zum ersten Male!

„O Täler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald,
Du, meiner Lust und Wehen andächtiger Aufenthalt.
Da draußen stets betrogen saust die geschäftige Welt,
Schlag noch einmal die Bogen um mich, du grünes Zelt."

Am Ende des Waldes eine kleine Bank im Schatten eines hohen Baumes. Dort schmausten wir unser eingepacktes Frühstücksbrot. Und dann nach kurzer Rast weiter auf sonnigem Landwege bis zu einer Kirschenallee, die zum Entzücken der Kinder Kirschen und Maikäfer bot. Diese wurden als sehr possierlich bewundert und zum brummenden Fliegen ermuntert. Im Grase lasen die kleinen Hände die ersten roten Kirschen auf. Wieder weiter auf sonniger Landstraße. Schon wurden die Glieder und damit auch die Gedanken müde unter dem Brande der Mittagssonne, als wir auf eine elfköpfige gemütliche Schweizergesellschaft bestehend aus zwei Elternpaaren mit Kindern, stießen und uns ihnen anschlossen, was unsere Geister wieder belebte. Ein enges Pfädlein am Rheinstrome entlang, das etwas Schatten bot, wurde aufgesucht und tapfer im Gänsemarsch weitergeschritten, den großen elektrischen Kraftwerken bei Augst zu, welche mit Hilfe des Rheines die Stadt Basel mit Elektrizität besorgen. Die Besichtigung wies uns ein Wunderwerk der Technik.

Ein kurzes Rasten für die Müden und Müdesten, dann ein letzter Anlauf durch Dorf Augst hinauf nach den Ruinen des römischen Amphitheaters Augusta Rauracorum. Da steht man denn vor den ehrwürdigen Ueberresten vergangener Jahrhunderte und läßt sich in ihrer stummen Sprache über Vorgänge erzählen, die uns die Geschichte überliefert hat. Wir sehen die Arena, in der arme Menschenopfer um ihr Leben kämpfen mußten. Das Auge verfolgt die engen Gänge hinter ihr, durch die aus den Zwingern, die auch noch erhalten sind, die wilden Bestien zur Arena schritten, um sich auf ihre Menschenopfer zu stürzen. Im Geiste sehen wir auf den Seitenstufen vornehme Römer u. Römerinnen herabschreiten und die Tribünen füllen, um sich das grauenvolle Schauspiel anzusehen. „Denkmal längst entschwundner Zeiten. Stehst Du alterndes Gestein", diese Worte gehen uns in Erinnerung an diese prachtvolle Ruine unwillkürlich durch den Sinn.

Hinter den Steintrümmern lud uns ein schattiges Plätzchen zum Rasten ein. Hier durfte von der Jugend sogar Strumpf- und Schuhwerk abgezogen und ein lustiger Graslauf begonnen werden, allerdings nur auf dem abgemähten Teil, denn wir sind ja in Europa, wo man die herrlichen Wiesen nicht so ungestraft betreten darf wie unsere freien canadischen Prärien. Aber was für Wiesen auch hat die Schweiz, dieses gottgesegnete Paradies! Hohes, fettes, saftiges Gras. Am Rain reichten die blühenden Grasähren meinem Töchterlein reichlich über den Kopf. Und was für Getreidehalme! Einzelne über Manneshöhe schon jetzt zu einer Zeit, — wir haben Ende Mai — zu der, wie ich höre, drüben in Canada in diesem Jahre noch kaum die Einsaat erfolgt ist. Auch solch fette Kleefelder wie hier habe ich lange nicht gesehen. Zu guterletzt nicht der vielen, vielen fruchtschweren Obstbäume zu vergessen, die auf allen Feldern stehen.

„Trinkt ihr Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt"

Zweieinhalb Stunden gründlichen Ausruhens, unterbrochen von einem kleinen Gang durch die Felder, um leuchtenden Mlatschmohn zu pflücken, etwas Neues für die Kinder, hatten uns gestärkt zum Heimmarsch. Er führte denselben Weg zurück. Eine lauschige Gartenwirtschaft lockte zum Aufenthalt, und so saßen wir dort unterm schattigen grünen Baumzelt bei einem kühlen Trunk.

So was kennt man ja leider in Canada nicht. Und doch ist dieses Sitzen unterm Laubdach unter fröhlichen lachenden Menschen so lieb und traut und heimlich.

Lustige Liedlein tönten auf dem Heimweg durch den Wald. Recht, recht müde, aber voll reicher Erinnerung an die Fülle des Schönen, das wir gesehen, langten wir zuhause an.

In 60 Tagen ein wundervoller Rosengarten - 25 Cents

Japanische Rosenbüsche, blühen überall das ganze Jahr

Denken Sie nur: blühende Rosenbüsche, 60 Tage nach der Einsaat. Schnell wachsen diese Büsche und große Mengen richtiger Rosensträuche entwickeln sich. Im Garten können sie jetzt gepflanzt werden und blühen dann wochenlang im Spätsommer, im Hause blühen Sie in Töpfen, das ganze Jahr über. 20 Blüten, wo jede gewöhnliche Rose eine trägt, und im dritten Jahre haben die Büsche oft mehr als 500 Blüten. Jedes Paket wird Ihnen wenigstens sechs Rosenbüsche bringen; sie wachsen in jedem Klima; Pflanzanweisung liegt bei. Pro Paket 25c, drei Pakete für 50c, 7 Pakete für $1.00. Bestellen Sie sofort bei

Northwestern Supply House, Dep. 2, Box 10, St. Paul, Minn.

Empfangen wird zu jeder Zeit — Ein treuender Mensch nach seinem Kleid, — Entlassen nach seinem Verstande — Und nicht nach dem Gewande.

Karl der Große war offenbar Sozialdemokrat, denn der Dichter erzählt uns: „Der Kaiser Karl fuhr über's Meer mit seinen zwölf Genossen."

Wäre doch nur die Sprache dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen! Nein — sie ist ihm gegeben, um seine Gedankenlosigkeit zu offenbaren.

Die Schwermut ist sehr oft die Folge des Leichtsinns.

Die Zukunft ist meistens verborgen, die Pflicht niemals.

Je weniger Gesetze eine Gesellschaft hat, um so feiner ist sie.

Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß!

Mit seinem Gesicht kommt mancher weiter als viele mit dem Kopf.

Es sind meist die toten Sprachen, die der Jugend das Leben erschweren.

Der deutsch-katholische Volksverein sammelt für die Notleidenden in Mitteleuropa

Auf Wunsch veröffentlichen wir gerne einen Aufruf, den die Generalleitung des „Volksvereins deutsch-canadischer Katholiken" an alle Katholiken und Mitglieder des Volksvereins erlassen hat, und in dem sie um eine tatkräftige Unterstützung Aller ersucht, um den Notleidenden in Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Rußland, und allen anderen mitteleuropäischen Staaten zu helfen. Irgendwelche Gaben werden gerne angenommen. Der hochwürdige Pater Böning von Regina teilte uns auch mit, daß Gaben an alle Notleidenden ohne Unterschied der Konfession verteilt werden. Wo die Not am größten, da wird eben geholfen.

Der Aufruf lautet:

„Die Generalleitung des Volksvereins hat vier Hauptsammelstellen für Gaben für die europäischen Notleidenden gegründet.

Erste Sammelstelle: Rev. Father P. Hilland, O. M. I., Relief Committee, 491 College Ave., St. Joseph's Church, Winnipeg, Man.

Zweite Sammelstelle: Mr. J. P. Ludwig, Relief Committee, Bruno, Sask.

Dritte Sammelstelle: Rev. Father Krist, O. M. I., Relief Committee, Leipzig, Sask.

Vierte Sammelstelle: Rev. Father Boening, O. M. I., Relief Committee, St. Mary's R. C. Church, Regina, Sask.

Dieses sind die Hauptsammelstellen, an welche alle Gaben, sei es an Geld oder Waren, geschickt werden sollen. Das sind die Sammelstellen der Gaben der deutsch-katholischen oder irgend welcher katholischen Bevölkerung. Ohne Zweifel ist die Gabe irgend eines guten Herzens willkommen, aber wir wollen, daß die katholischen Gaben durch den Volksverein gehen, der mit der Regierung und mit den europäischen Bischöfen in Verhandlung steht, daß die Gaben an den richtigen Platz kommen. Die Generalleitung wird die Weiterbeförderung an die Notleidenden von den Hauptsammelstellen aus leiten. Doch möchten wir hier die Ortsgruppen tätig sehen. Jede Ortsgruppe sollte eine Sammelstelle haben und entweder die Generalleitung davon in Kenntnis setzen oder als Agentur für die Hauptsammelstellen handeln. Wir ersuchen deshalb die Ortsgruppen, sich sofort zu betätigen. Die Not ist herzerreißend! Hier soll der Volksverein zeigen, daß er lebt. Schauet, was unsere Glaubens- und Stammesbrüder in den Ver. Staaten geleistet haben!"